

12]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Hügel-Per sitzt augenscheinlich ganz gleichgültig da; er ist so ausgemergelt und verbraucht, der kleine Mann, daß er kaum etwas hört oder sieht. Moor-Christian rümpft die Nase. Aber Jerik ist blaß geworden. Er sagt:

„Ja, wenn das wahr ist, was Tammes sagt, dann haben wir uns wie Schurken benommen — wie rechte elende Schurken! — Ich glaubte auch, daß sie großschwanzig seien.“

„Drei kleine Kinder!“ Tammes Frau schüttelt den Kopf. „Und dann verbrannt!“ sagt Jeriks Frau. „Seht, nun kann man allerdings so manches besser verstehen.“

„Ja, das glaub der Dewell!“ fügt Jerik hinzu.

Tammes räuspert sich.

„Und dann sagt er, mein Schwesterjohn, daß Per Holt dem Rittergutsbesitzer alles direkt ins Gesicht zu sagen wagte, hof's der Satan, genau so, wie wir hier sitzen und mit einander reden!“

Es entstand eine kleine Pause, als stellten sie sich alle Per vor, dem Rittergutsbesitzer gegenüberstehend. Man kann ihm so leicht nicht was vormachen, dem Burschen,“ sagt Hügel-Per und gähnt müde.

„Nein, das haben wir schon früher bemerkt,“ fügt Jerik hinzu und zupft an seinem Schnurrbart.

Tammes: „Schließlich ward er dann auch vom Gute fortgejagt!“

„Fortgejagt?“

„Ja, aber es war aus dem Grunde, weil er die Sache der kleinen Lente führte.“

Wie ein Hund fortgejagt! Sie wollten ihn nicht mehr auf dem Gute haben!“

Jerik zupft abermals an seinem Schnurrbart und als Resultat tiefen Nachdenkens bringt er den Satz hervor: „Ja, wir haben uns falsch benommen, psui! — Er ist ja ein Mann — er ist geradezu ein Mann! . . .“

Die andern sitzen schweigend da . . .

Von dem Tage an wuchs bei den andern Moorlenten Per's Gestalt bis ins Sagenhafte.

In den Herzen der Armen liegen immer etliche Anfruhgedanken verborgen; die haben sich im Laufe ihres Lebens ängstlich versteckt und keine Luft bekommen.

Und es gibt wohl kaum ein noch so erbärmliches Junere, ohne daß Träume emporschließen und die Hoffnung ihre Strahlen hineinsendet.

Diese finsternen Gedanken aus dem Dunkel des Unrechts und diese hellen Gedanken aus dem Lande der Träume wurden in dieser Zeit bei den armen Moorlenten lebendig.

Es war Per Holt's Schicksal, das dieses veranlaßte. Es war der Mann, der zu ihnen gehörte, der hier mitten unter ihnen umherging, der Mann, der es wagte, dem Kammerherrn von Gylholm selber frei heraus seine Meinung zu sagen. Er war es, der einen Hauch der Befreiung in dieses Tal brachte.

In diesem Lichte sahen sie Per, und aus diesem Grunde erstarrte ihnen seine Gestalt in hellem Glanze.

Aber er hielt sich von dieser Zeit an ganz für sich.

Sie näherten sich ihm freundlich.

Aber er wich ihnen aus.

Sie folgten ihm mit den Augen, wenn er seine einsamen Wege ins Moor oder zu den Bauernhöfen ging.

Wenn er an ihren Fenstern vorbeisritt, mochten sie ihm gerne nachblicken, als sei etwas Merkwürdiges an diesem Mann.

10.

Eines Sonntags steht Per in der Tür seiner Hütte und blickt hinaus gen Süden über die Wiesen und nach den Hügeln hin.

Seine Gedanken sind weit, weit von hier. Es liegt Sehnsucht in seinem Blick . . .

Man läßt ihm indessen nicht lange Ruhe, seinen einsamen Gedanken nachzuhängen; denn die Kinder sind stets um ihn, wenn er nach Hause kommt. Ein kleines Kind kommt und will auf den Arm genommen sein, und die Zwillinge, die jetzt groß sind, spielen ihm um die Beine herum.

Er macht einen kleinen Rundgang durch den Garten. Dort stehen einige Reihen Kartoffeln, deren Blätter schon gelb werden. Der Weißkohl ist vom Wurm zerfressen; nur die Blattrippen sind noch übrig. Es ist überhaupt nicht viel an dem Garten. Auch der Gartenwall ist in Verfall geraten.

Maren gräbt Kartoffeln auf zur Mittagsmahlzeit. Sophie steht heiß daneben, ohne sich zu regen. Ihr Haar hängt ungekämmt, in langen Strähnen, unter dem Kopftuch hervor, sie sagt nichts; steif und in Gedanken versunken steht sie da wie eine Statue.

Es kommt erst wieder Leben in ihre Gestalt, als sie die Kinder mit Per hereinlärmern hört. Sie zerren und zupfen an ihrem Vater, damit er sich auf alle Biere legt und mit ihnen Pferd spielt.

Und dann lachen sie so laut und vollführen ein munteres Getöse, das man aus weiter Ferne schon hören kann.

Aber plötzlich steht die Ziege Wette oben auf dem Wall und meckert.

Sie ist sonst angeklidert auf dem grünen Hügel drüben im Westen. Aber jetzt, da sie den Lärm gehört hat, hat sie sich losgerissen. Sie will auch bei dem Spiel mit dabei sein. Jetzt steht sie da und meckert durchdringend laut.

Und die Kinder lachen und lachen immer von neuem. Sie sieht so drollig aus mit dem steifen Bart, sie ist so amüfant und so gemütlisch. Und dann spielen sie mit ihr.

Es geht am Gartenwall hinauf und hinunter im wilden Durcheinander.

Es amüsiert Sophie, dieses Spiel mit anzusehen.

Per sucht die Einsamkeit. Im Süden liegt ein grüner grasbewachsener Hügel. Dort setzt er sich nieder.

Von den Dünghaufen oben auf den Hoibyhöhen zieht ein starker Ammoniakdunst herunter, und der herbe Geruch von Rüben wird vom Winde auch hierher geführt.

Die Luft ist so hoch und rein, daß jede Farbe grell aufleuchtet. Die Beeren des einsamen Ebereschennusses drüben im Graben hängen wie Korallenperlen an den Zweigen des Strauches.

Man sieht so deutlich über der niedrigen Wiesenfläche die Brücke über die Hoibyan mit ihrem schweren hölzernen Geländer.

Wer als ein freier Mann über diese Brücke schreiten könnte, weithin nach Süden, ganz hinter die hintersten Hügel, dort wo es andere Verhältnisse gibt!

Aber Sophie will nicht fort von hier. —

Das dunkle Moor ist übersät mit Flecken blühenden Heidekrauts. Gen Südosten erstreckt es sich, soweit das Auge reicht.

Per überläßt sich seinen Grübeleien . . .

Ein Laut aus der Luft weckt ihn, als würde eine riesige Klinge mit sauchender Kraft von oben nach unten geschwungen.

Das sind Stare, die ihre Uebung abhalten, bevor sie ihre große Reise nach dem Süden antreten.

Ihren Versammlungsplatz haben sie oben auf den Hoibyer Höhen. Dorthin kommen sie in kleinen Scharen aus der ganzen Umgegend, versammeln sich dort und bilden ein großes Vogelheer.

Wie auf Kommando brechen sie auf und schwingen sich hinauf über das Moor. Ein paar Abteilungen, die eben ankommen, schließen sich den andern an, und ein einzelner Nachzügler taucht mit unter in der großen Schar.

In einem mächtigen runden Kreise schweben sie über dem Moor, um später wieder auf den Hoibyhöhen zu landen.

Diese Uebungen wiederholen sie Mal auf Mal.

Aber eines schönen Tages ist es ein ernsthafter Ausbruch, und dann fliegen sie fort, fernem, fremden Küsten zu.

Per sitzt lange da und verfolgt mit den Augen die Flugübungen der Stare und horcht auf das pfeifende Säusen der Flügel. —

Da sieht er die Moorlente, seine Nachbarn, den Weg entfangkommen.

„Wann kommst du endlich, du strahlender Tag,“

Da die kleinen Lente sich scharen?“

Dieser Vers, den Per aus einem Gedicht im „Sozialdemokraten“ kannte, fiel ihm gerade ein.

Es sah aus, als wollten sie hier vorbeikommen. Er stand auf und ging hinein; es lag ihm nichts daran, mit ihnen zu reden.

Aber drinnen setzte er sich ans Fenster und blickte hinaus, um nach ihnen zu sehen, im Grunde voller Sehnsucht; er folgte ihnen direkt gespannten Auges.

Die Moorleute schlugen den Pfad zu seinem Hause ein. Sophie hatte es auch schon bemerkt. „Aber du lieber Himmel, Per, was wollen die Menschen hier?“

„Ich weiß es nicht!“ Er fuhr fort, hinauszustarren. Jetzt lag etwas Furchendes in seinem Blick.

„Wollen sie etwas Böses, Per?“

„Es ist schon besser, daß man nicht allzu Gutes erwartet. Aber laß sie nur herankommen, jeden einzelnen!“ Per runzelt seine zusammengezogenen Augenbrauen.

Sie sagten „Guten Tag!“ und Per antwortete ihnen. Dort standen sie nun innerhalb der Thür, und keiner sagte ein Wort weiter.

Per stand stumm da. Sowohl Sophie als die Kinder standen in einer Reihe und glockten beinahe die Fremden an.

Es lag eine ungeheure Spannung in der Luft. Endlich bemerkte Per, daß sie davon gesprochen hätten, Per einen Besuch zu machen, um zu sehen, wie es ihm gehe.

(Fortf. folgt.)

21 Der letzte Zentaur.

Von Paul Heyse.

Ich war eingetreten, und ein rascher Blick hatte mir gezeigt, daß ich unter lauter Bekannten war. Auf seinem gewöhnlichen Platz an der Wand mein alter Genelli, neben ihm, etwas magerer und blasser und, wie es schien, in trübfeliger Laune, sein Dioskurenzwilling, gegenüber die beiden schon Genannten, die auseinander-rückten, um mir einen Platz in ihrer Mitte frei zu machen. Sie nickten mir alle zu, und Freund Rof murmelte etwas, das ich nicht verstand. Keiner aber bot mir die Hand, und auch sonst war ein Zug von Fremdheit, Ernst und Skummer in ihren Mienen, der mich nachdenklich machte. Vor einem jeden stand eine halbvoll Flasche und ein Glas mit rotem Wein, aus dem sie dann und wann in bedächtiger Stille einen langen Zug tranken. Dann glühten für einen Augenblick die bleichen Wangen und matten Augen, und es fuhr ein Zucken durch ihren Körper, als wollten sie eine Last abschütteln. Gleich darauf sahen sie wieder starr und stumm und senkten die Blicke ins Glas.

Ich konnte, obwohl keine Gasflamme brannte, jede Miene in diesen vertrauten Gesichtern deutlich erkennen, denn der Mond schien mit blendender Klarheit durch ein Seitenfenster herein und erleuchtete gerade unsern Tisch, während die Winkel des Gemachs dunkel blieben. Nun regte sich da hinten noch eine Gestalt und näherte sich mir, mich zu begrüßen. Ich erkannte den schwarzen, schon etwas mit Silber angesprenkten Krauskopf unseres Wirts und wunderte mich über mich selbst, daß mich dieses Wiedersehen fast lebhafter erschütterte, als das der trefflichen Freunde.

Sie bemühen sich in Person, Herr Schimon, rief ich, als ich ihn Glas und Flasche vor mich hinstellen sah. Wahrhaftig, ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich noch einmal das Vergnügen haben würde — Wieder brachte ich den Satz nicht zu Ende, denn ich sah plötzlich alle Blicke auf mich gerichtet, als fürchte man, daß ich etwas Ungeschicktes sagen möchte.

Unser Herr Wirt darf doch nicht fehlen, wenn wir uns einmal wieder eine gute Stunde gönnen! fiel mir Genelli ins Wort. Sehen Sie sich zu uns, Herr Schimon. Ihr Wein will heute nicht recht wärmen. Und was haben Sie sich für eine sparame Gasbeleuchtung angeschafft? Gleichviel wo solche Leute beisammen sitzen, können sie ihr eigenes Licht leuchten lassen. Aber mit dem Rahl ist nichts anzufangen. Celesti dei! (Himmliche Götter!) wie kann man sich gewisse unvermeidliche Dinge dermaßen zu Herzen nehmen! Der Mensch lebt nicht von Fleisch allein, und der ganze übrige Bettel — pah!

Er räusperte, wie er es gern tat, wenn ihm wohl war von trocknem Selbstgefühl, die volle Unterlippe, und leerte sein Glas auf einen Zug. — Niemand sprach ein Wort; der kleine Karl schlich mit einer vollen Flasche heran und setzte sie vor den Meister hin. Ich sah jetzt, daß Genelli der einzige war, dessen Augen kein Hauch von Trübhorn und Müdigkeit verschleierte, und daß der mächtige Kopf auf dem Stiernacken noch so ungebeugt sich bewegte, wie je in seinen lebensfrohesten Tagen.

Nun sagen Sie, wandte er sich wieder zu mir, wie läuft die Welt? Was treiben Sie? Was macht das große Zerklüft? Näht es sein windiges Klammchen noch immer aus dem Sumpfboden der faulen Zeit und seiner eigenen Nichtsnutzigkeit? Ich habe Ihnen einmal die Karikaturen gezeigt, die ich auf diesen großen impostor (Schwindler) gemacht habe; sie sind freilich noch nicht zeitgemäß, aber auch ihre Zeit wird kommen, wenn überhaupt noch ein Dahn nach

ihm kräft, sobald er das Zeitliche gesegnet hat. Pah! der wird sich wundern, wenn er an einen gewissen Fluß kommt und übergesetzt sein will und der alte Fährmann ihm erst den Paß revidiert. Aber wir wollen uns den Wein nicht verderben. Es lebe, wer's ehrlich meint.

Jeder erhob sein Glas, ich wollte mit Charles Rof anklagen, merkte aber, daß es nicht angebracht war! Er trank stillschweigend, nickte mir schwermütig zu und setzte das Glas lautlos wieder hin.

A proposito „wer's ehrlich meint!“ fing Genelli wieder an, was mocht denn unser Kunstvogel, der Kritikus? Warum loben Sie ihn heute nicht mitgebracht? Wissen Sie, so recht konnte ich eigentlich nie ein Herz zu ihm fassen, aber ein ehrlicher Kerl ist er doch. Er streckte sich eben nach seiner Dede, die manchmal verdammt kurz war. Davon bekam er dann selbst eine Ahnung, wenn ihm die Behen froren, und dann sah er sich nach etwas Besserem, Größerem und Breiterem um, und in solchen Stunden verstanden wir uns ganz gut. Dernaoh aber trotz er wieder ins Enge zurück, da das nun einmal Mode ist in dieser bettelhaften, paudren Zeit. Haben Sie ihn lange nicht gesehen?

Das letzte Mal, erwiderte ich, haben Sie uns wieder zusammengeführt. Ich traf ihn vor Ihrer Omphale (ein sagenhaftes Mannweib, in dessen Umgang Herastes weiblich wurde) in der Schadschen Gelerie. Er wußte nicht genug von den Bacchantenzug unten in der Frebelle (Sodellteil zu loben. Solche Zentauren, sagt er, haben selbst die Alten nicht zuzustand gebracht, solch verwünscht leidhaftiges, liederliches Gefindel von Ranngäulen und Rofmenschen, und nun erst die Weiberstuten, zumal die eine da oben, die an der Nase riecht, die sind so mit Händen zu greifen, daß keinem einfällt, zu fragen, ob man mit zwei Mägen, zwei Herzen und sechs Gliedmaßen auch vor der gestrengen Wissenschaft der Anatomie bestehen könne. Sie wissen, setzte er hinzu, ich bin somit ein Anhänger des entschiedensten Realismus und glaube, daß die Zeit der Götter, Helden und Zentauren vorbei ist. Aber vor diesen Genellischen Fabelwesen muß man den Hut abziehen, die haben Klasse; es kommt mir manchmal vor, als müßte er dabei gewesen sein, als könne kein Mensch sich solch verteuflisches Heidenzeug aus den Fingern jagen.

Er ist auch dabei gewesen! sagte der Meister nun, und sein fröhlicher Blick wurde fast feierlich. Und was insbesondere die Zentauren betrifft, warum soll ich es leugnen, daß ich wirklich diese merkwürdige Schichte der antiken Gesellschaft in einem Mustereemplar studiert habe, daß ich so glücklich gewesen bin, den letzten der Zentauren persönlich kennen zu lernen?

Alle Augen richteten sich jetzt auf ihn, der die seinigen aber durchaus nicht niederschlug, wie man sonst wohl zu tun pflegt, wenn man auf einer Münchhausiade nicht gleich ertappt zu werden wünscht.

Ich will Ihnen die Geschichte erzählen, fuhr er fort, sich heiter im Kreise umblüend. Es scheint ohnehin heute kein rechter Diskurs zustande kommen zu wollen. Der Rahl, seitdem er vom Fleisch gefallen, ist unter die Trappisten gegangen; seine jegliche Diät — sie ist freilich miserabel genug — schlägt ihm weder geistig noch leiblich an. Freund Rof, glaub ich, denkt an Weib und Kind, und der Schüh war nie ein großer Redner. Abgedankte Leute, wie wir, sollten allerdings stille liegen und den Mund nur aufstun zu einem Kyrie oder Peccavi. Aber wie sagt Holstaff? Hol die Best alle feigen Memmen! Karl, noch einen Spiß! Und nun will ich euch sagen, wie das mit dem Zentauren sich ereignet hat.

Es war im ersten Sommer, als ich mich in München nieder-gelassen hatte. das Jahr habe ich vergessen. Juni und Juli waren kühl gewesen, dafür brach im August eine solche Nordbise herein, daß man hier in der Stadt wie im Fegfeuer nach Luft schnappte und ich's wahrhaftig bei der Arbeit nicht aushielt, außer in dem paradiesischen Kostüm, in dem Freund Rahl damals in Rom in seinem Atelier herumging, zum Staunen der schönen Nachbarinnen gegenüber, die durchs offene Fenster hereinsahen, und zu großem Aergernis ihrer signori mariti, die endlich den Herrn Pfarrer des Viertels an ihn abschickten, um ihn zu christlich ehrbarer Zucht und Vorsehung zu ermahnen. Wie der Schalk da dem Wiedermann um den Bart gegangen, ihm mit gutem Schinken aufgewartet und mit Orvieto so lange eingeheizt hat, daß auch dem Pfarrer endlich die Glut zum Dach herauschlug und er sich zureden ließ, eines seiner Gewänder nach dem andern abzulegen, bis er in derselben einfachen Sommertracht, wie sein Wirt, auf den kühlen Fliesen herumspazierte, — das habt ihr, denkt ich, noch in guter Erinnerung. Genug, ich hielt es zuletzt nicht länger aus und beschloß, mir im Gebirge einen besser gelüfteten Schattenwinkel zu suchen, als meine Dachlammer war. So fuhr ich mit dem Stellwagen eine Strecke ins Land hinein gegen den Inn zu und wanderte dann von der ersten Station, wo mir die Gegend gefiel, mit meinem leichten Känzel bergan.

Obwohl aber dort das Flußthal hinunter „ein guter Luft“ ging, wie die Tiroler sagen, merkte ich doch bald, daß ich des Steigens in der Mittagsonne ungewohnt war und war froh, nach zwei sauren Stunden ein großes Dorf aus dichtem Ballnuschlaub mir zuwinlen zu sehen, recht fest und bequem auf der sanft ansteigenden Halde hingelagert. Gegen Westen stieg der Berg jählings in die Höhe, bis endlich auch den Tannen und Föhren der Atem ausging und sie ihm nicht mehr nachklettern konnten. Da oben hinter den fahlen Gipfeln mußte die Sonne selbst im Hochsommer frühzeitig ver-

schwänden und der Bergeswälden eine angenehme Kühle über den Abhang ergießen.

Also war ich rasch entschlossen, hier Rast zu machen, obwohl es für heute nicht sehr ruhig herzugehen versprach. Es war eben Kirchweih und das einzige Wirtshaus gestopft voll von trinkenden, lachenden und jubelnden Bauern. Ueberdies waren ein paar Kauf- und Schaubuden dicht neben dem Wirtsgarten aufgeschlagen, zwischen denen sich ein künftiges Gedränge hin und her trieb, besonders vor der Bude eines Italieners, der ein ausgestopftes Kalb mit zwei Köpfen und fünf Füßen für ein paar Kreuzer sehen ließ. Ich versparte mir diesen Genuß für den Abend, da ich vor allem nach einem kühlen Trunk lechzte, schlug mich auch endlich durch Flur und Treppe durch bis auf die obere Laube, wo ich hinter dem Geländer des Altars ganz in der Ecke einen Sitz auf der Bank und ein Seitel roten Tiroler eroberte. Den Wein stellte ich vor mich auf die hölzerne Brustwehr, streckte mich nach Herzenslust aus und sah, während ich langsam mich verfrühte, über das Bauerngewühl unten um die Tische über den Gartenzain und die nächsten Hütten hinweg in die prachtvolle Gebirgslandschaft hinans.

Raum eine halbe Stunde mochte ich so geruht haben, da sah ich auf dem breiten Feldwege, der zu dem nächsten, höher gelegenen Dörfchen führte, einen ganz seltsamen Schwarm sich herandbewegen.

Ich glaubte im ersten Augenblicke, der Wein, den ich etwas hastig getrunken, werfe so wunderliche Blasen in meiner Phantasie, daß ich am hellen Tage einen fabelhaften Traum träumte. Auch war die wunderliche Gruppe noch so ferne, wohl drei Püchschüsse von meinem Logisland, daß ich meinen Augen wohl mißtrauen durfte. Aber obwohl ich's in ruhigem Schritt fortbewegte, kam es doch unaußhaltbar näher, und nun konnte ich endlich nicht mehr zweifeln, daß ich in Wirklichkeit „sah, was ich sah, und hörte, was ich hörte.“

Stellt euch vor, in der goldigten Herbstsonne kam auf der weißen staubigen Bergstraße ein riesenhafter Zentaur dahergetrabt, in einem würdevollen beschaulichen Vierteljahr, wie der alte Schimmel, der im Wilhelm Tell mitspielt und den Landvogt in die hohle Gasse tragen muß. Hinter ihm drein, aber in scheuer Entfernung, etwa um einige Pferdelängen, zottelte und trottelte ein lautloser Haufen alter Mütterchen, lahmer und preßhafter Männlein und ganz junger Kinder, alles nämlich, was von jenem abgelegenen Dorfe entweder zu alt oder zu jung gewesen war, um die nachbarliche Kirchweih mitzufeiern. Der riesige fremde Gast mochte sich mit Gutem oder Bösem so in Respekt gesetzt haben, daß man ihm ohne jede Anfechtung, weder durch Geschrei noch tätliche Redereien, das Geleit gab. Aber je näher der abenteuerliche Zug dem Kirchweihdorfe kam, desto deutlicher sah ich besonders die Weiblein bemüht, die Aufmerksamkeit der noch ahnungslosen Nachbarn schon von weitem zu erregen, durch Winke mit dürren Armen, Krückstöcken und Kopftüchern, auf die freilich über der Tanzmusik und dem Festtreiben rings um mich her keine Menschenseele aufmerksam wurde.

So konnte sich das heidnische Ungetüm unbeschüen der Dorfmark nähern, und erst, als es bei den letzten Hütten vorbeitrabte und nun gerade auf das Wirtshaus losstürzte, wurden die Bauern inne, daß sich etwas ganz Unerhörtes begab. Nun war freilich der Effekt, den dies Intermezzo machte, um so gewaltiger. Im Nu stob alles auseinander, was unten im Wirtsgarten und um die Schaubuden sich zusammengedrängt hatte. Wie Ameisen durcheinander wimmeln, wenn man mit dem Stod in ihren Bau stößt, so stürzten Männer und Weiber in wilder Flucht vom Wirtshaus weg, und jedes suchte eine Tür, einen Zaun oder einen Baum zu erreichen, hinter denen man vor dem ungesägten vierbeinigen Mirakel auf den ersten Anlauf sicher wäre. Ebenso hastig aber fuhren alle, die in den Häusern und oberen Räumen der Schenke waren, an die Fenster und starrten entsetzt nach dem Scheuel und Gräuel hinaus. Auf den Värm des ersten Aufbruchs folgte eine tiefe Stille; selbst die Hunde, die erst wütend losgebellt hatten, zogen sich, als sie die mächtigen Hufe des Ankömmlings gewahrten, vorsichtig mit bangem Winseln zurück und nur die kleinen Bauernpferde, die an ihren Krippen schmauseten, begrüßten ihn mit zutraulich gastfreundlichem Wiehern, da er jedenfalls, so weit er zu ihnen gehörte, ihrem Geschlecht alle Ehre machte.

Ich war vielleicht der Einzige, der nicht den Kopf verlor, zunächst als ein alter eingetauelter Heide, der ich war, und in der ganzen Naturgeschichte wohlbewandert, dann aber auch, weil das Entzücken über die ungemeine Schönheit des Fremdlings keine Furcht aufkommen ließ.

Was ich selber hernach an solchen Zweigeschöpfen gemalt, oder Freund Hähnel in seinem Dresdener Theaterfries gemeißelt hat, würde sich gegen diesen göttlichen Burzeln in Fleisch und Wein ausgenommen haben, wie Halbblut gegen Vollblut.

Ogleich freilich an das, was man heutzutage Vollblut nennt, nicht gedacht werden darf, wenn man sich einen Begriff machen will von der Gaulhälfte des wunderbaren Kirchweihgastes. Denkt an den Bucephalus, oder das trojanische Pferd, oder meinethalben an den prachtvollen Streithengst, der den Großen Kurfürsten auf der langen Brücke trägt, und nun stellt euch vor, daß der ganze heroische Gliederbau von der glatteiten silbergrauen Decke überzogen war, unter der man jede Muskel spielen und bei jedem Fällchen, das sie warf, die Sonne wie auf geschorenem Samt

schimmern sah. Aus diesem mächtigen Gestell wuchs ein Menschenleib hervor, der sich mit dem tierischen wohl messen konnte — Arme, Brust, Schultern wie vom Farnesischen Hercules gestohlen, so recht in der Mitte zwischen fett und hager, die Haut sanft angebräunt und ebenfalls hier und da stark behaart, wie denn auch von dem mächtigen dunklen Schoß, der ihm Stirn und Haupt umwallte, noch eine wehende Mähne bis tief auf den Rücken hinunterwucherte, übrigens, gleich dem lang nachschleppenden Iohlschwarzen Rosschweiß, dem Anschein nach wohlgepflegt. Es war überhaupt nicht zu verkennen: das Habe-wesen hielt etwas auf sein Aeußeres. Keine Spur von tausendjährigem Staub und Unrat, der Bart am Kinn zierlich gestutzt und gekräuselt, und wie ich mich erst getraute, ihm näher in das ernsthaft treuherzige Gesicht zu sehen, das nur etwa so wild war, wie ein Bube, der aus Verlegenheit trotzig dreinschaut, bemerkte ich, daß er einen kleinen Rosenzweig, eben frisch, wie es schien, vom Strauch gebrochen, in das dicke Haar hinter's Ohr gesteckt hatte.

So kam das schöne Ungeheuer gemächlich in den Hof der Dorfschenke getrabt, aus dem sofort auch der letzte Gast, den Maßkrug an die Brust gedrückt, mit lautem Geschrei ins Haus oder in die Wirtschaftsgedäude flüchtete. Der Schwarm von alten Weibern und Bauernkindern, der ihm das Geleit gegeben, blieb draußen auf der Dorfsiraße stehen, und über der Verwegenheit des hohen Reisenden, sich so leichtbelleidet mitten in die Kirchweih zu begeben, schien allen das Wort in der Kehle zu erstarren. Wenigstens hörte man ringsum nur ein verhaltenes Summen und Schwirren, aus dem nur dann und wann ein paar Naturlaute des Schreckens und der Angst hervorkreischten. Alle erwarteten das Entschlossene, und wohl nur wenige mochten sein, die den Spul nicht gerade für den leidhaftigen Gottseibeiuns hielten, der gekommen sei, das sämtliche halbbetrunkene Gefinde recht in seiner Sünden Kirchweihblüte in die Hölle abzuführen. (Fortf. folgt.)

Schule und Haus.

Von Emil Sonnemann.

In den folgenden Erörterungen sollen nicht die Beziehungen zwischen Schule und Haus im allgemeinen, sondern zwischen Volksschule und Proletarierhaus im besonderen einer näheren Betrachtung unterzogen werden, aus dem einfachen Grunde, weil für die Kinder des Proletariats mit verschwindenden Ausnahmen nur die mehr und mehr zur Armenschule herabsinkende Volksschule in Betracht kommt.

Die Volksschule verdient kaum noch den Namen einer Schule des Volkes, wenn man als deren höchste und einzige Aufgabe betrachtet, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten ihrer Zöglinge harmonisch zu entwickeln; sie wird dagegen immer mehr zu einem Werkzeuge der herrschenden Klassen, die Kinder des Volkes in geistige Abhängigkeit herabzudrücken.

Die Volksschule ist zunächst lebensfremd; sie kann und will nicht auf die Verhältnisse des Arbeiterhauses, das ihr seine Kinder anvertraut, die notwendige Rücksicht nehmen; sie kann es nicht. Denn wäre es einem Lehrer, der immer mehr zu einem Mädchen in der großen Staatsmaschinenfabrik herabsinkt, möglich, die Eigenart des einzelnen Schülers, den er gar nicht mehr genügend kennen lernt, und die Eigenart der häuslichen Verhältnisse seiner Arbeiterschüler, die er noch viel weniger kennen lernt, zu beachten und in Rechnung zu stellen bei seinen erzieherischen Maßnahmen? Ueberhaupt, und das ist das Charakteristische, tritt die erzieherische Aufgabe der Volksschule sehr zurück; man begnügt sich damit, den Kindern ein abgemessenes Quantum oberflächlichen Wissens einzudrillen und meint dann, damit sei das Ziel erreicht. Die Volksschule ist zu einer lebensfremden Wissensschule herabgesunken; man könnte sie, wäre der Vergleich gegenüber der nüchternen Wirklichkeit nicht allzu poetisch, dem Dornröschen vergleichen, das in einem hundertjährigen tiefen Schlaf gesunken ist, um das Schloß ist eine undurchdringliche Dornenhecke gewachsen, die drinnen sind, können nicht heraus und die draußen sind, können nicht hinein. Zwischen Volksschule und Arbeiterhaus ist eine tiefe Kluft befestigt. Zwar verkündigt man auch heute noch in pädagogischen Zeitschriften und Versammlungen, Schule und Haus müßten Hand in Hand arbeiten, denn sie dienen derselben erzieherischen Aufgabe. Das sind freilich schöne Worte, aber leider auch nicht mehr. In Wirklichkeit sieht die Sache ganz anders aus. In Wirklichkeit ziehen Schule und Haus nicht nur nicht an einem Strange, sondern arbeiten sich sehr häufig einander direkt entgegen. Es kann doch dem Arbeiterhause vernünftigerweise nicht zugemutet werden, ruhig mit anzusehen, daß die Volksschule alles das, was wir in unsern Kindern aufbauen wollen, wieder herunterreißt und herabwürdigt.

Viel schlimmer als der gewissermaßen intellektuelle Mangel der Volksschule ist der andere, daß sie herabgewürdigt ist zu einem Werkzeug für die wirtschaftlichen und politischen Zwecke der herrschenden Klassen. Ein Arbeiter, der sein Teil gelernt hat, wird Mittel und Wege finden, sich gegen wirtschaftliche Ausbeutung zu wehren; das wissen unsere Herrschenden natürlich auch und deshalb tragen sie Sorge, daß ihre ausführenden Organe, die Unterrichtsbehörden, das Ziel der Volksschule niemals über eine gewisse Höhe (oder Tiefe) hinauskommen lassen.

Noch deutlicher und krasser kommen in dem Erziehungssystem der Volksschule die politischen Zwecke der herrschenden Klassen zum Ausdruck. Die Unterrichtsfächer, die man unter dem Namen Gesinnungsunterricht vereinigt, also in erster Linie Religions-, Geschichts- und Naturgeschichtsunterricht, haben, so sehr das auch von bürgerlicher Seite bestritten wird, vornehmlich den Zweck, das geistige Mähdgrat der Schüler zu brechen, das heißt ihren Willen zu beugen unter die sogenannte „gottgewollten Abhängigkeiten“. Demut, Unterwürfigkeit, mit einem Wort: geistige Abhängigkeit ist das erstrebte Ziel. Im Religionsunterricht beugt man den Willen unter die Autorität der göttlichen „Allmacht“, in deren Gewalt „alle“ Menschen nur willenlose Werkzeuge, Marionetten sind. Selbstverständlich sind die irdischen Autoritäten Organe dieser göttlichen Autorität: „Wo Obrigkeit ist, da ist von Gott verordnet; wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung.“ Oder: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst; sie ist Gottes Dienerin.“ Darum sind die Fürsten auch „von Gottes Gnaden“, oder, um mit den Worten des deutschen Kaisers zu reden: Instrumente des Himmels. Man solltisiert so: Wenn durch acht lange Schuljahre in wöchentlich 5-6 Religionsstunden dem Schüler das Bewußtsein eingebrückt ist, daß er vollkommen abhängig ist von jenen Autoritäten, dann wird er nicht mehr die Kraft und den Mut aufbringen, sich dagegen aufzulehnen. Daß die Verhältnisse zwischen Arm und Reich in erster Linie zu den gottgewollten Abhängigkeiten gehören, an denen zu rütteln Sünde, Vermessenhaftigkeit ist, das ist in dem Erziehungssystem einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur selbstverständlich. „Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht.“ Darum: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.“

Der Geschichtsunterricht ist durchaus von demselben Geiste erfüllt. Nach der Auffassung und Darstellung der Volksschule sind die Erfindungen und Entdeckungen lediglich das Werk „großer Männer“, aus deren Haupte sie fertig hervorgegangen sind, wie Minerva einst aus dem Haupte des Zeus. Kein Wort weiß der Unterricht der Volksschule von einer gesellschaftlichen Entwicklung. Der ganze Geschichtsunterricht der Volksschule besteht im wesentlichen aus einer öden Aneinanderreihung von Kriegs- und Fürstengeschichten und einer blöden Eindringlichkeit von zusammenhanglosen Daten.

Auch die übrigen Unterrichtsfächer sind durchaus nicht immer so harmlos, wie es vielleicht den Mundereingeweihten scheinen mag; auch im Gesangsunterricht beispielsweise werden die Texte nach religiösen und patriotischen Rücksichten ausgewählt, um die Gesinnung in der gesungenen Richtung zu beeinflussen. Und das Volksschullehrbuch dient ausgesprochenem Maße zur „Velebung und Ergänzung“ dieser Art von Gesinnungsunterricht.

Es ist hierdurch ganz ausgeschlossen, daß die Volksschule als Werkzeug der Massenerziehung ihrer erzieherischen Aufgabe an den Kindern des Volkes gerecht zu werden vermöchte; von einer „harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes und Körpers“ kann nicht die Rede sein. Die heutige Volksschule dient der kapitalistischen Weltanschauung; das proletarische Arbeiterhaus steht auf dem Grunde der proletarischen Weltanschauung. Aus diesem Grunde ist es ausgeschlossen, daß die „Gegensätze überbrückt“ werden könnten; mit der Verschärfung der Klassengegensätze vertieft sich auch die Kluft zwischen Volksschule und Arbeiterhaus.

Wie steht es nun mit den erzieherischen Kräften des Arbeiterhauses? Seit altersher ist man daran gewöhnt, das Haus als Erziehungsstätte weit über die Schule zu stellen. Mit Recht; denn dem Hause, das die Kinder viel längere Zeit besitzt, stehen ganz andere und viel wirksamere Erziehungsmittel zur Verfügung. Im allgemeinen mag das zutreffen; aber wo bleibt der erzieherische Einfluß eines Hauses, dessen Grundlagen durch die herrschende göttliche Welt- und Wirtschaftsordnung gestört sind? Vater und Mutter gehen tagsüber in die Fabrik; die Kinder sind sich während dieser Zeit auf der Straße und in elenden Wohnquartieren selbst überlassen; die Ernährung ist durchaus unzulänglich; und das schlimmste: der Kapitalismus schreut selbst vor der physischen und psychischen Ausräuberung der Kinder nicht zurück. Welche erzieherischen Kräfte kann man erwarten von einer Familie, die auf solche Weise geradezu zerstört wird? Und solcher Familien gibt es Hunderttausende! Selbstverständlich gibt es daneben zahlreiche Arbeiterfamilien, deren wirtschaftliche Verhältnisse der Erziehung ihrer Kinder günstiger sind. Im allgemeinen ist aber unmerkbar, und die Klassenbewußte Arbeiterchaft ist sich dessen wohlbewußt, daß der gesellschaftlichen Entwicklung die Tendenz innewohnt, das Schwerk Gewicht der Erziehung zugunsten der öffentlichen Erziehung zu verschieben. Das soll nicht heißen, daß die häusliche Erziehung ausgeschaltet werden dürfte; denn es gibt eine Reihe erzieherischer Aufgaben, die nur das Elternhaus erfüllen kann. Aber der Teil der erzieherischen Arbeit, der von der häuslichen Erziehung nicht oder nicht mehr geleistet werden kann, soll ihr abgenommen werden. Natürlich ist das ein Ziel, dessen volle Verwirklichung im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht möglich ist.

Inzwischen kämpft die Arbeiterchaft sowohl für eine Besserung ihrer häuslichen Verhältnisse wie für eine Reform der öffentlichen Erziehung, indem sie eine Reihe sogenannter Gegenwartsforderungen aufstellt, deren Verwirklichung schon jetzt möglich ist. Es ist eine Verleumdung, wenn von gegnerischer Seite behauptet wird, die Sozialdemokratie könne nur negieren. Zu dieser Behauptung sind

unsere Gegner um so weniger berechtigt, als sie unsere Vertreter bei jeder Gelegenheit und auf jede Weise hindern, positiv mitzuarbeiten. Wir sind jederzeit bereit zu positiver Mitarbeit; bloß freilich muß sie solcher Art sein, daß sie auf dem Wege zu unseren Zieln liegt. Sonst nicht. Sieht man sich beispielsweise die Vorschläge an, durch die man auf bürgerlicher Seite die „Gegensätze“ zwischen Schule und Haus „überbrücken“ will, so ist in vielen Fällen von vornherein klar, daß wir da nicht mittun können.

Wir sind uns bewußt, daß gesellschaftliche Einrichtungen durch schöne Gefühle recht wenig, desto mehr aber durch klare Einsicht in die Gesetze ihrer Entwicklung zu verändern sind. Wir werden auf Grund unserer Einsicht in die gesellschaftliche Entwicklung jederzeit alle Bestrebungen unterstützen, die auf eine Besserung der bestehenden unerträglichen Verhältnisse zwischen Volksschule und Arbeiterhaus hincielen; wir werden aber keinen Augenblick dabei vergessen, daß eine Besserung dieser Verhältnisse, wie wir sie herbeiführen, erst möglich sein wird, wenn der Sozialismus seinen Siegeszug entfaltet hat.

Kleines Feuilleton.

Länderkunde.

Von Rapallo bis Carrara. Wenn von der Höhe des Portofinohulms der Blick hinüber nach Genoa und dann nach Spezia gleitet, beherrscht das Auge den herrlichen Golf von Rapallo. Die schneebedeckten Berge der Apenninen leuchten im Hintergrunde, im Süden zuweisen auch Corstas Schneegipfel. Wohin das Auge schaut, dichtgefaßt Städtchen, Dörfer, Villen, bunte Bauernhäuser, Kirchen in leuchtenden Farben, Olivenwälder mit ihrem melancholischen bläulichen Schimmer und Zypressen, die als schwarze Tupfen aus dem farbensprühenden Landschaftsbilde hervorleuchten. Zu unseren Füßen aber, zu beiden Seiten von Portofino mit seinem meterhohen Heidekraut, seinen Wacholderbüschen und feinem gelb leuchtenden Ginster: das Meer.

Das Meer streckt in Portofino eine schmale Zunge durch Felsvorsprünge und Bergabhänge hindurch und um diesen Zungenbogen herum stehen die schmalen aber sehr hohen Häuser von Portofino mit seinem malerisch gelegenen Marktplatz und einer hübschen Kirche auf kleiner Höhe, vor der eine Niespalme das Idyll vervollständigt. Von Portofino führt die prächtige Kästenstraße nach Santa Margherita.

In der Bucht von Paraggi und vor Santa Margherita liegen unzählige kleine Fischerbarken. Neben den aufgehängten Regen anfern elegante Jachten. Vor den kleinen Häusern sitzen spitzenköpfige Frauen und Mädchen. Und Denkmäler, viele Denkmäler — eines auf je 450 Einwohner. Die reichen dort ansässigen Amerikaner stifteten dazu das Geld. Weiter nach Chiavari, nach Zoagli, wo der weltberühmte Genueser Saft von Frauen und Mädchen hergestellt wird, nach Ceceiri Levante, wo im Frühling Millionen von Mandel- und Pfirsichblüthen die Natur in einen Zaubergarten verwandelt. Doch eilen wir weiter: zu den Marmorbrüchen von Carrara.

Von Rapallo trägt uns die Bahn über Spezia nach Avenza; der Station für Carrara. Durch Weisfelder und Weingelände geht es; wir schreiten eine Talchlucht entlang, zu Marmorbrüchen hinauf, die zu beiden Seiten in die Berge hineingehauen sind. Die Brüche sind leicht zugänglich und liegen offen da. Wenn geiprengt wird, warnen Hornsignale vor etwaigen Gefahren. Die Steine werden meist am Plage behauen und auch glatt gefäkt. Ist der Block fertig, dann transportiert er sich zunächst selber, indem er einfach über das abschüssige Marmorgeröll hinuntergestoßen wird und mit einem schweren, dumpfen Getöse in der Talnabe ankommt. Da der Marmor sehr hart ist, wird er dabei kaum beschädigt.

Blöcke von ungeheurer Schwere machen auf diese primitive Weise ihre erste Reise in die große Welt. Zum größten Teil werden die Marmorblöcke oben in den Steinbrüchen auf Eisenbahnwagen verladen, da die Bahn in zahlreichen Bindungen den Marmorbergstod durchzieht. Ein Teil der Blöcke wird aber noch durch Ochsenfuhrwerk befördert. In der Ebene von Carrara nach Avenza ruht der Block beim Transport auf einer Art Schlitte. Arbeiter legen ständig Holzblöcke unter, über welche der Schlitten hinweggleitet. Wird ein Holzblock am Ende des Schlittens frei, dann wird er vorn wieder untergelegt. Das Fahrzeug selbst wird von einer Lokomotive nach Art unserer Strahendampfwalzen geschleppt. Die Marmorblöcke erreichen mitunter einen sehr erklecklichen Umfang: Blöcke von 1000 bis 1500 Penter sind keine Seltenheit.

Aus den Schluchten rinnt Gebirgswasser herab, das unten im Tale der Industrie der Marmorschleiferei dient. Ganze Blöcke werden auf einmal zu Platten von bestimmter Dicke durchsägt. Der Stein wird teils zu Platten, teils zu Bildhauerarbeiten verwendet. Der Carrarische Marmor ist teils ganz weiß, teils schwarz, gelb und grünlich geädert und je nach seiner Qualität werden 300 bis 1700 Frank für den Kubikmeter bezahlt. Das gesamte Marmorterrain in den Apenninischen Alpen umfaßt etwa 400 Brüche mit rund 10 000 Arbeitern. Die Ausbeute an weißem und farbigem Marmor beträgt zwei Millionen Tonnen. Und die Gesteinlager scheinen unerschöpflich. . . .